

JOACHIM
ZELTER

IMPERIA

ROMAN

klöpfer, narr



Imperia

Joachim Zelter, 1962 in Freiburg im Breisgau geboren, studierte und lehrte englische Literatur in Tübingen und Yale. Sein literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Thaddäus-Troll-Preis, dem Jahresstipendium des Landes Baden-Württemberg, dem Gisela-Scherer-Stipendium der Stadt Hausach im Schwarzwald. 2010 war er mit seinem Roman „Der Ministerpräsident“ für den Deutschen Buchpreis nominiert. Seine Romane wurden mehrfach ins Französische, Italienische und Türkische übersetzt. Seit 2000 erschienen Joachim Zelters Bücher bei Klöpfer & Meyer. Zuletzt 2012, mit großem Erfolg „Untertan“, 2013 und 2015 dann die beiden Novellen „Einen Blick werfen“ und „Wiedersehen“, 2016 sein auf vielfachen Wunsch wiederaufgelegter Kultroman „Briefe aus Amerika“. 2018 kam sein vielbeachteter Roman „Im Feld“ heraus, eine gesellschaftspolitische Parabel von eminenter Wucht und Tragweite, für die er 2019 mit dem Preis „LiteraTour Nord“ ausgezeichnet wurde.

www.joachim-zelter.de

Joachim Zelter



Imperia

k, n

Für meine Mutter

*The trouble with fiction is
that it makes too
much sense. Reality never
makes sense.*

Aldous Huxley,
*The Genius and the
Goddess.*

Wer begreift schon die Angst des Schauspielers vor dem Text, der ihn mitten auf der Bühne verlässt: Wenn ein Schauspieler von einem Moment zum nächsten wortlos erstarrt, weil er nicht mehr weiß, wie es im nächsten Moment noch weitergehen könnte. Wenn er seinen Text nicht mehr beherrscht, er nicht einmal mehr eine Andeutung von Text noch hat. Textlos steht er im Nichts. Oder er tritt von vornherein mit dem Wissen auf die Bühne, dass er große Teile seines Textes gar nicht wirklich kann, ihn nie in seiner gesamten Länge auswendig gelernt hat, da er erst gar nicht dazu kam, seinen Text vollständig auswendig zu lernen. Wenn er aber nun trotzdem auf die Bühne geschickt wird. Oder er von selbst auf die Bühne geht und anfängt zu sprechen, so, als wäre alles in bester Ordnung, wenn in Wahrheit überhaupt nichts in Ordnung ist. Wenn er den-

noch Satz für Satz eines Textes spricht, von dem er genau weiß, dass er ihn niemals zu Ende sprechen kann. Bis alle Wörter irgendwann aufgebraucht sind und er wortlos dasteht, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was dann geschehen soll. Eine Schweigeminute. Ein Achselzucken. Eine Verbeugung. Ein ratloses Stehen.

Vielleicht ist es eine einzige Seitenzahl, die ihm vor Augen schwebt, die Seite 62 ... Bis zu dieser Seite kann er seinen Text. Ab dann bricht das Gelernte von einem Wort zum nächsten ab. Ab dann herrscht Sprachlosigkeit. Und so teilt er sich die Wörter genau ein, spricht seinen Text in einem ruhigen Rhythmus, in dem Wissen, dass es durchaus noch Vorräte an Seiten gibt, die er sprechen kann, bis der Moment naht, an dem alle Reserven aufgebraucht sind: noch fünf Seiten, noch vier Seiten, noch drei Seiten, noch eine Seite – und er blättert diese letzte Seite im Geiste noch um, obgleich er sie gar nicht mehr umblättern müsste, denn es folgt keine Seite mehr, die er noch sprechen könnte. Von einem Wort zum nächsten kommt das Ende. Das Ende aller Möglichkeiten. Exitus. Aus. Ein Lebendig-Begraben-Werden. In einem Zwischenreich. Oder Niemandsland.

Der Schauspieler, der war ich. Auf Seite 62 begraben. In einem endlosen Stück, in einer endlosen Stille. Ohne zu wissen, wie es weitergehen könnte.

An einem Abgrund. Am Rande meiner Selbst. Wohlwissend, dass ich bereits in früheren Stücken meine Schwierigkeiten gehabt hatte. Mehr als genug.

Eines Tages war es sogar Panik gewesen. Sie überkam mich (wie so viele Schauspieler) ohne jede Vorwarnung und ohne einen wirklichen Grund. Es war nicht das übliche Lampenfieber, sondern eine Panik, die innerhalb von Sekunden über mich hereinbrach. Aus dem Nichts. Sie befahl mich mitten in einem Stück, am Ende eines unscheinbaren Satzes. Die Worte sprachen laut und deutlich, wie von selbst, das Publikum war aufmerksam und präsent, ja sogar wohlwollend – und dann plötzlich Panik. Niemand verstand das. Am wenigsten ich selbst. Über eine Stunde stand ich bereits auf der Bühne, und alles schien bestens. Seit Jahren spielte ich genau diese Rolle – und plötzlich konnte ich nicht mehr weiter. Kein Wort mehr sprechen. Bekam keine Luft mehr. Alles verwandelte sich in Herzrasen. Ich war völlig von der Rolle. Wusste nicht mehr, wo ich war. Stand nicht mehr, wo ich eigentlich hätte stehen sollen. Die Scheinwerfer gerieten durcheinander. Und meine Mitspieler ebenfalls. Ihre ratlosen Blicke, als sie mich nicht mehr sahen. Ihre vergeblichen Stichworte. Ich stand in einer unendlichen Pause. Und die anderen standen mit mir. Um irgendetwas zu tun, lief ich auf und ab. Als wäre das Teil des Stücks. Es war nicht

Teil des Stücks. Nichts, was ich noch tat, war Teil des Stücks. Nur noch ein Teil von mir selbst.

Dann ging ich ab. Da nichts anderes mehr half. Hinter der Bühne wurde ich ungläubig empfangen. Was mit mir sei. Ich atmete mehrere Male ein und wieder aus. Dann ging ich auf die Bühne zurück. Als wäre nichts geschehen. Als hätte ich in einem Nebenzimmer nur ein Fenster geöffnet. Ich schaute mich um. Versuchte den Anschluss zu finden. Sprach mich von Satz zu Satz wieder in das Stück zurück. Manche Sätze stellte ich um. Andere formulierte ich neu. Um überhaupt irgendetwas sagen zu können. Und man nahm das hin. Eine Kollegin lächelte mich sogar an. Es geht doch. So nickte sie. Bis sie irgendwann abgehen sollte. Doch statt abzugehen, blieb sie bei mir auf der Bühne. Bis zum Ende des Stücks. Das rettete mich.

Wäre er besser mal nicht Schauspieler geworden – höre ich ihn noch sagen. Dann hätte er solche Sorgen nicht. Mein Onkel hatte das gesagt. Er hielt diesen Beruf für einen Wahnsinn. Oder eine Strafe. Ob nun eine Strafe für ihn oder für mich oder die ganze Familie. Wie man überhaupt nur daran denken könne, einen solchen Beruf zu ergreifen. Und auch noch davon leben zu wollen. Wie das gehen soll. Die Unmöglichkeit von all dem. Immer wieder fing er davon an: Was hätte aus ihm nicht alles *wer-*

den können. Das klang wie ein Nachruf. Als wäre man schon gar nicht mehr von dieser Welt. Hätte er nicht Lehrer werden können? Oder Politiker? Dafür brauche man ja ein gewisses Schauspieltalent. Oder Radiosprecher? Er suchte nach immer weiteren Berufen.

Und während es sogar Schauspieler gibt, die von ihrem Beruf tatsächlich leben können, die mit einem solchen Beruf nicht nur ein, sondern sogar mehrere Leben ernähren können, so gibt es in der Tat auch Schauspieler, die mit ihrem Beruf kein einziges Leben ernähren können, nicht einmal ihr eigenes, die, im Gegenteil, zahlreiche Leben führen müssen, um damit ihren Beruf zu ernähren. Kaum ein Ruf, dem ein solcher Schauspieler nicht folgen würde. Kaum ein Arrangement, auf das er sich *nicht* einlassen würde. Kaum ein Irrsinn, der für ihn nicht irgendwie denkbar wäre.

»Ich bin Schauspieler.«

Er könnte auch sagen: »Ich bin ein frei Hoffender. Oder ein Wartender. Ich bin zu allem bereit. Bedient euch!« In diesem Ton sprach mein Anrufbeantworter. In diesem Ton sprach er meinen Namen: »Gregor Schamoni. Zu allem bereit.«

Eine Frau Professor de la Tour war am Apparat. »Frau Professor Iphigenie de la Tour.« Sie rufe wegen der Annonce an. Sie sprach Annonce sehr Fran-

zösisch, vornehm und nasal – wie aus einer anderen Welt. Sie meinte eine Annonce, die ich vor einigen Wochen aufgegeben hatte: *Schauspieler bietet Dichter- und Salonlesungen*. Zu jedem denkbaren Anlass: bei Betriebsfeiern, Adventsessen oder Hochzeitsgesellschaften. Nebst anderen Diensten: *Schauspielunterricht, Sprechunterricht und persönliche Beratung*. Oder Begleitung. Ob nun Abendbegleitung, Urlaubsbegleitung oder Theaterbegleitung. Und sei es nur in der Form, dass man einem Theatergänger ein Theaterstück erleichtert, indem man ihn dorthin persönlich begleitet.

Eine Nebentätigkeit.

So wie viele, eigentlich alle Schauspieler, die ich kenne, irgendwelche Nebentätigkeiten ausüben. Wenn nicht im Film, dann im Hörspiel, wenn nicht im Hörspiel, dann im Mundarthörspiel, wenn nicht im Mundarthörspiel, dann in Werbespots oder als Stimme auf Bahnhöfen. Und wenn das alles nicht möglich ist, dann bieten sie auf Webseiten oder in Kleinanzeigen ihre Dienste an: *Schauspieler bietet ...* Er bietet Fremdsprachen (Englisch, Italienisch, Französisch) oder Dialekte (Schwäbisch, Hessisch oder Sächsisch) oder Sportarten (Fechten, Aikido, Stockkampf) oder Instrumente (Gitarre, Flöte und Dudelsack). Er bietet Tierstimmen, Jonglierdarbietungen und Zaubertricks. Er bietet Verständnis, Mitgefühl

und Zeit. Er bietet und bietet. Er bietet sich selbst. Er bietet die Welt. Er bietet sein ganzes Leben.

Eine Bekannte habe ihr die Annonce zugetragen.

»Wie bitte?«

»Eine Bekannte hat mir die Anzeige zugetragen. Ich selbst lese keine Zeitung.« Jedenfalls nicht die hiesige. Das sei ja keine Zeitung, sondern ein Blatt, ein Mitteilungsblatt, ein Witzblatt.

»Sind Sie wirklich Schauspieler?«

»Ja, natürlich.«

»An welchem Theater beschäftigt?«

Als ich das Theater nannte, da klang das wie Keller, Regentonne, Westentasche, Hosenknopf, Hinterhof.

Ob das überhaupt ein Theater sei.

»Natürlich ist das ein Theater.«

Ob dort tatsächlich Schauspieler tätig seien. Berufsmäßige Schauspieler. Sie konnte das kaum glauben – wollte erst einmal ein Vorabtreffen. Um mich kennenzulernen. »Wenn Ihnen das recht wäre.« Sie nannte ein Caféhaus in der Nähe des Münsters. Ob mir das Haus geläufig sei.

Ja, es war mir geläufig.

»Dann bitte morgen um 15 Uhr.«

Ich fragte noch, woran ich sie erkennen könnte.

»Wie bitte?«

»Wie erkenne ich Sie?«

»Mich erkennen?«

»Ja.«

Die Frage schien verfehlt. Wer sie sehe, der erkenne sie. Oder lerne sie kennen. So oder so ähnlich war ihre Antwort. Mit einem Unterton des Beleidigt Seins, dass ich überhaupt eine solche Frage stelle, wie oder woran man *sie* erkennen könne. Und in der Tat. Als ich das Café betrat, erkannte ich sie auf den ersten Blick. So wie ich noch nie einen Menschen erkannt hatte.

Eine ältere, bis zum Äußersten geschminkte Dame erwartete mich. Sie saß an einem Ecktisch. Wie auf einer Bühne saß sie dort. Mit einer riesigen Torte, Münstertorte, und mit ausholenden Gesten. »Da sind Sie ja.« Und sie meinte mich – mit ihrer ganzen Erscheinung, mit ihrem ganzen Wesen. Sie meinte mich. Nicht zuletzt mit ihrer gewaltigen Brille. Sie steckte in ihrem Haar wie ein Diadem. Die Gläser waren so groß wie die Bullaugen eines Schiffs. Ihre Augen hinter dieser Brille schienen allgegenwärtig, kaum weniger beeindruckend als die Augen von Bette Davis. Als wäre *sie* die eigentliche Schauspielerin, nicht ich: ich nur eine Art Laufbursche oder Reporter. Sie dagegen eine Erscheinung aus großen fernen Zeiten. Kinozeiten.

Sie rückte ihre Brille zurecht und schaute mich an. Lobte meinen Anzug. »Ein sehr adretter Anzug.«

Das sei zumindest mal ein Anfang. Ich hatte mir diesen Anzug aus dem Fundus des Theaters geliehen, ein Anzug, den ich in einer englischen Komödie getragen hatte.

»Sie sind ja tatsächlich parkettfähig.«

Ich sollte mich setzen.

»Welche Schauspielschule?«

»Wie bitte?«

»Welche Schauspielschule haben Sie besucht?«

Sie hatte noch nie von der Schule gehört.

»An welchen Bühnen bislang engagiert?«

Sie hatte noch nie von diesen Bühnen gehört.

Sie stellte weitere Fragen: wie alt? Wo geboren? Wo aufgewachsen? Seit wann in Konstanz? Wo in Konstanz? Wo sonst, wenn nicht gerade in Konstanz? Welche Preise? Welche Rollen? Sie interessierte sich nur für Hauptrollen, nicht für Nebenrollen. Ich listete einige Hauptrollen auf: Algernon Moncrieff in Oscar Wildes *The Importance of Being Earnest*, Estragon in Becketts *Warten auf Godot*, Richard der Zweite in Shakespeares *Richard der Zweite*.

»Richard der Zweite?«

»Ja.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Hier in Konstanz?«

Als würde sie mir diese Rolle kaum glauben. Richard der Zweite in Konstanz. Sie wollte einige Sätze hören. »Rezitieren Sie.«

Also rezitierte ich: »*Lass uns niedersitzen zu den Trauergeschichten von der Könige Tod ... Die im Krieg erschlagen, die von entthronten Geistern heimgesucht, im Schlaf erwürgt, von ihren Frauen vergiftet ...*«

Gut, das reiche, sagte sie, sehr ordentlich, ein wenig bemüht, aber ordentlich. Sie fragte noch: »Wie verstehen Sie *Richard den Zweiten*?«

»Wie bitte?«

»Wie verstehen Sie *Richard den Zweiten*?«

Ich verstand ihn als Untergang.

»Als Untergang?«

»Ein König im Untergang. Er spricht an gegen seinen eigenen, unabwendbaren Untergang. Vielleicht ist es sogar Freude am Untergang, eine Poesie und Poetik des Untergangs.«

Das schien ihr genug. Genug von Untergang. Ob ich noch andere Shakespearerollen gespielt hätte.

»Ja.«

»Wen?«

»Edmund in *König Lear*.«

»Edmund in *König Lear*?«

»Ja.«

Sie schien angetan. »Edmund im *König Lear*. End-

lich einmal ein geistreicher Bösewicht. Sind Sie denn ein Bösewicht?«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein.«

»Verheiratet?«

»Nein.«

»Sprechen Sie Dialekt?«

»Schwäbisch und Hessisch.«

»Um Gotteswillen.«

Sie wollte alles, nur keinen Dialekt. Auch nicht Bayrisch, Alemannisch oder Badisch. Ich versicherte ihr, diese Dialektarten nicht zu sprechen.

»Rauchen Sie?«

»Nein.«

»Berühmte Vorfahren?«

»Nein. Allenfalls ...«

»Ja?«

»Allenfalls mein Urgroßonkel.«

»Wer war das?«

»Hans Geiger. Der Physiker.«

Ob er irgendetwas erfunden habe.

»Ja, den Geigerzähler.«

»Geigerzähler.«

Sie schien zufrieden damit. Das sei doch schon etwas. Zumindest ein Anfang.

»Iphigenie.«

»Wie bitte?«

»Ich heiÙe Iphigenie.«

Wie Goethes Iphigenie.

Sie reichte eine Reclamausgabe von Goethes Schauspiel. Ich sollte einige Zeilen vorlesen. Das sei zufriedenstellend, sagte sie, nachdem ich einige Zeilen gelesen hatte. Eine leichte S-Schwäche, ansonsten sehr vielversprechend. Dann sollte ich Rilke rezitieren. Rilke sei ihr wichtig. ÄuÙerst wichtig. Wie auch Friedrich Nietzsche, aus dessen *Zarathustra* ich einige Zeilen vortragen sollte. Immer noch eine S-Schwäche. Aber darüber hinaus zufriedenstellend.

Sie gab mir ihre Hand, weniger zu einem Händedruck als zu einer Art Handkuss. An jedem ihrer Finger steckten zahllose Ringe. Dass wir uns vielleicht tatsächlich kennenlernen sollten.

Ich schluckte.

»Oder sind Sie etwa anderer Ansicht?«

»Nein, nein.«

»Wie bitte?«

Nein, ich war nicht anderer Ansicht, sondern ganz und gar ihrer Ansicht, dass wir uns durchaus kennenlernen sollten. Wenn sie das tatsächlich wünsche.

»Ich wünsche es.«

Sie reichte ihre Karte: *Prof. Dr. Dr. Iphigenie Augustine de la Tour. Universität Konstanz.* Darunter

eine Auflistung zahlreicher Fach- und Tätigkeitsbereiche. Irgendetwas zwischen Humangenetik und Anthropologie.

Sie winkte einen Kellner herbei.

»Kellner!«

Mit einer Entschiedenheit, die aufhorchen ließ.

»Kellner!«

Um im nächsten Augenblick wieder bei mir zu sein. Sie nickte. Fast wohlwollend. Sprach meinen Namen: »Gregor Schamoni. Das ist ein schöner Name. Sind Sie Italiener?«

»Nein.«

»Schade.«

Mittwochnachmittags. Badischer Hof.

»Sie wissen, wo der Badische Hof liegt?«

»Ja.«

Und sie ging.

Ich blieb sitzen – dachte noch eine Weile an die Bedeutung von all dem, doch mein Augenmerk lag bereits auf den kommenden Tagen, die ich nutzen wollte, um Text zu lernen, einen Monolog von Samuel Beckett. Ich hatte dagegen anzukämpfen versucht, ob es nicht vielleicht ein anderer Autor sein könnte, doch die Theaterleitung entschied sich für Beckett. Premiere in zehn Wochen – nur zwei Wochen nach den Theaterferien. Früher als gedacht. Ein einhundertseitiges Monster von Text, der nicht nur

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 · Klöpfer, Narr GmbH
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Lektorat: Petra Wägenbaur, Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzu-
lässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Internet: www.kloepfer-narr.de
eMail: info@kloepfer-narr.de

CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7496-1017-4 (Print)
ISBN 978-3-7496-6017-9 (ePub)

Die Sibylle von Cumae. Eine der großen Gestalten der antiken Mythologie. Eine „Seherin“. Eine lebens- und liebeserfahrene, geschäftstüchtige, äußerst selbstbewusste Frau. Einst hatte sie eine Affäre mit dem Gott Apollon gehabt, der ihr die Gabe der Prophetie verlieh und dazu Lebensjahre wie Sand am Meer. Eine uralte Geschichte?

Nein, denn die Sibylle von Cumae lebt natürlich immer noch, irgendwo mitten unter uns, und ihr Scharfblick für die Verhältnisse ist ungetrübt.

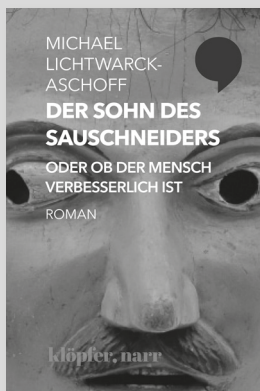


Sibylle Knauss
Eine unsterbliche Frau
Roman

268 Seiten, Festeinband
mit Lesebändchen
1. Auflage 2019
ISBN 978-3-7496-1003-7

klöpfer.narr

Sind erworbene Fähigkeiten vererbbar? Und deshalb: Ob der Mensch verbesserlich ist? Der Biologe Paul Kammerer und Franz Meguşar, sein Helfer, der Sohn des Sauschneiders, widmen dieser Frage ihr Leben. Am „Vivarium“, einer biologischen Versuchsanstalt im Wiener Würstel-Prater, beforschen sie Tiere, die zwei Heimaten haben, das Dunkle und das Helle, den Tümpel und den trockenen Stein. So wird am „Vivarium“ die experimentelle Biologie geboren. Aber sauber gelogen und betrogen wird dort auch ...



Michael Lichtwarck-Aschoff
Der Sohn des Sauschneiders
oder ob der Mensch
verbesserlich ist
Roman

358 Seiten, Festeinband
mit Lesebändchen
1. Auflage 2019
ISBN 978-3-7496-1005-1

klöpfer, narr

Paul trifft Lena - und es könnte alles so einfach sein. Wenn Lena nicht behindert wäre: halbseitige Körperlähmung. Und wenn Paul nicht so schüchtern wäre: Während Lena als „Königin der Berliner Lesebühnen“ gefeiert wird, wagt er sich gar nicht erst in die Öffentlichkeit mit seinen Texten. Gerade haben sie zueinandergefunden, da wird ihre zerbrechliche Liebe auf eine harte Probe gestellt: Lena erkrankt an Lymphdrüsenkrebs und plötzlich muss Paul seinen Ekel vor ihrer Krankheit und ihrer Glatze überwinden und der Starke sein ...

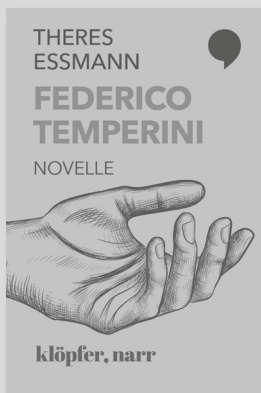


Philipp Brotz
Termitenkönigin
Roman

318 Seiten, Festeinband
mit Lesebändchen
1. Auflage 2020
ISBN 978-3-7496-1018-1

klöpfer, narr

Es sind zwei ungleiche Männer: Der mysteriöse alte Herr Federico Temperini und der Kölner Taxifahrer Jürgen Krause, den Temperini als Chauffeur anheuert. Und dann ist da noch Niccolò Paganini, der sozusagen mit den beiden im Taxi sitzt. Denn Temperini zieht Krause immer mehr hinein in seine bizarre Welt, in der sich alles um den einstigen Teufelsgeiger Paganini und dessen großartige Vergangenheit dreht. In feinsten Erzählkunst kreist Theres Essmanns Novelle um die allmähliche Annäherung der ungleichen Männer, die beide auf ihre Art einsam sind.



Theres Essmann
Federico Temperini
Novelle

161 Seiten, Festeinband
mit Lesebändchen
1. Auflage 2020
ISBN 978-3-7496-1026-6

klöpfer, narr

Mit über 700 Adressen, Telefon- und E-Mail-Kontakten deutschsprachiger Autoren und deren Biobibliografien ist das neue PEN-Auto-
renlexikon bzw. das Handbuch des deutschen
PEN-Zentrums 2020/21 eine einzigartige Infor-
mationsquelle für Leser, Literaturveranstalter,
Journalisten, Verleger, Buchhändler und Biblio-
theken. Zugleich ist es ein Kompendium des
internationalen PEN mit über 100 weiteren
Adressen und einer ausführlichen Ge-
schichte dieser großen weltweiten
Schriftstellervereinigung.



Pen-Zentrum
Deutschland e. V. (Hrsg.)
PEN
Lexikon der Autorinnen und
Autoren 2020/21

550 Seiten, Festeinband
mit Lesebändchen
1. Auflage 2020
ISBN 978-3-7496-1028-0

klöpfer, narr